

Pluralität und personale Referenz

in Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen

VON MICHAEL BÖSCH

Die Anerkennung kultureller Vielfalt mit der transzendentalphilosophischen Frage nach einheitlichen Geltungsbedingungen unserer Erfahrung zu verbinden, ist ein zentrales Anliegen von Ernst Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen*¹, die sich dem Aufweis grundlegender, aufeinander irreduzibler Formen der Sinn- und Wirklichkeitskonstitution widmet. Die einseitige Orientierung an *einem* Erkenntnisideal, an *einer* Perspektive der Weltdeutung wird aufgegeben zugunsten einer Pluralität von Sinndimensionen. In einer „allgemeinen Theorie der geistigen Ausdrucksformen“ (PSF I, V) versucht Cassirer, die kantische „Kritik der Vernunft“ zu einer „Kritik der Kultur“ (PSF I, 11) auszuweiten. „Statt lediglich die allgemeinen Voraussetzungen des wissenschaftlichen *Erkennens* der Welt zu untersuchen, mußte dazu übergegangen werden, die verschiedenen Grundformen des ‚*Verstehens*‘ der Welt bestimmt gegeneinander abzugrenzen und jede von ihnen so scharf als möglich in ihrer eigentümlichen Tendenz und ihrer eigentümlichen geistigen Form zu erfassen.“ (PSF I, V) So wird der Gedanke der Pluralität zu einer Grundthematik seiner Philosophie², ohne daß damit die Frage nach einem einheitlichen Grund des Verstehens aufgegeben würde. Cassirer geht es im Gegenteil um den strukturellen Zusammenhang von Einheit und Vielheit, um den Aufweis einer einheitlichen Funktion der Sinnkonstitution, die sich in der Pluralität der Sinndimensionen entfaltet. Strukturaler Funktionalismus und transzendentalphilosophische Subjektsphilosophie stehen bei ihm in einem methodischen Zusammenhang. Dabei orientiert sich sein Funktionalismus zunächst am Ideal mathematischer Relationalität. Andererseits stellt die Mathematik nur eine spezifische Form des Weltverstehens in der Pluralität der anderen Formen dar. Dem Grundanatz der PSF entspricht es daher, die Konzepte von Einheit und Vielheit selbst auf ihre genetische und strukturelle Vielfalt hin zu untersuchen.

Damit wird zugleich ein zentraler Aspekt der Systematik der PSF problematisiert, da sowohl der Funktionalismus als auch die Einheit des transzendentalen Subjekts mit dem Vielheitskonzept innerlich verbunden sind. Die genetische Analyse methodisch zentraler Aspekte der PSF kann nicht ohne Auswirkungen auf deren Grundkonzept bleiben, denn sie ist selbst eine Form der geistigen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit unter anderen. Obwohl sie sich mit transzendentalphilosophischem Anspruch um den Aufweis apriorischer Geltungsbedingungen und nicht bloß genetischer Zusammenhänge bemüht, fordert die Einbeziehung der Entwicklungsdynamik doch die Einsicht in die geschichtliche Bedingtheit der eigenen geistigen Leistung: die Einordnung der genetischen Phänomenologie und ihrer Grundbegriffe in den Prozeß des Geistes. Cassirer selbst hat immer wieder darauf hingewiesen, daß die Begriffe des Ich und des Geistes sich nur über die Geschichte ihrer Objektivierung rekonstruieren lassen. Die Thematisierung der Entwicklung des Ichbewußtseins nimmt daher einen großen Raum in allen Teilen der PSF ein. Diese Historisierung apriorischer Strukturen gehört wesentlich zur kulturphilosophischen Transformation der Transzendentalphilosophie.

Im folgenden soll Cassirers Rekonstruktion der Pluralitätsvorstellungen untersucht werden. Insbesondere wird der Frage nachzugehen sein, inwieweit sich andere Perspektiven als diejenige der mathematischen Vielheit erschließen lassen und welche Auswir-

¹ E. Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen*, Darmstadt 21953–1954 (im folgenden PSF). Erster Teil (PSF I): *Die Sprache* (1923); Zweiter Teil (PSF II): *Das mythische Denken* (1924); Dritter Teil (PSF III): *Phänomenologie der Erkenntnis* (1929).

² „Cassirers Kulturphilosophie ist eine Philosophie im Plural.“ (H. Paetzold, *Ernst Cassirer zur Einführung*, Hamburg 1993, 104).

kungen sie auf das Grundkonzept der PSF haben können. In frühen Entwicklungsstufen des Zahlbegriffs und der Mehrheitsvorstellungen, die noch nicht vom funktional-mathematischen Denken geprägt sind, bestehen sprachlich differenzierte Pluralformen. Oft wird zwischen einer gegenständlichen und einer personalen Pluralität unterschieden. Cassirer erhellt einen bedeutsamen Zusammenhang zwischen der sprachlichen Ausbildung des Zahl- und des Personkonzeptes, wobei die Genese und Funktion der Personalpronomina von herausragender Bedeutung ist. Die Fragen der genetischen Phänomenologie von Pluralität und Selbstbewußtsein verbinden sich in erstanthlicher Weise, so daß von hier aus eine Rückfrage an das Grundkonzept der PSF gestellt werden soll: inwieweit ist die transzendente Subjektivität selbst durch das Pluralitätskonzept geprägt? Entscheidend wird dabei die Bedeutung der pluralen Pronomina, insbesondere des „Wir“-Begriffs sein.

Der Begriff der Zahl gehört für Cassirer zu den „Grundrelationen“ des Bewußtseins, „die als eigentümliche und selbständige ‚Weisen‘ der Verknüpfung einander gegenüberstehen“ (PSF I, 28). Raum, Zeit und Zahl sind die Hauptformen, durch die unsere Anschauung der Wirklichkeit geprägt wird. Im ersten Teil der PSF versucht er, deren sprachliche Entwicklung darzulegen, um dadurch die Konstanten ihrer symbolischen Funktion genauer bestimmen zu können. „In drei verschiedenen, aber eng miteinander verknüpften und wechselseitig aufeinander bezogenen Phasen entwickelt die Sprache die drei Grundanschauungen von Raum, Zeit und Zahl und schafft damit erst die Bedingung, an die jeder Versuch der intellektuellen Beherrschung der Phänomene und jede Synthesis derselben zur Einheit eines ‚Weltbegriffs‘ gebunden bleibt.“ (PSF I, 183)

Die Rekonstruktion der sprachlichen Entwicklung der Anschauungsformen ist von der Einsicht geleitet, daß zunächst nicht abstrakte Relations- und Funktionszusammenhänge bezeichnet werden, sondern konkrete Größen und Orientierungen, die ihren Ort in der praktischen Lebenswelt haben. Dies gilt auch für die Ausbildung des Zahlbegriffs und der Mehrheitsvorstellungen (vgl. PSF I, 184 ff.). Nicht die homogen gegliederte Vielheit der mathematischen Zahlenreihe, sondern die Kennzeichnung konkret-anschaulicher Mehrheiten und Einheiten steht am Anfang. Die Zahlvorstellungen sind noch geprägt durch die qualitativen Unterschiede der gezählten Objekte. Cassirer spricht von einem „qualitativen“ Zahlbegriff: „die ‚Zahl‘ der Menge tritt, sofern von ihr überhaupt gesprochen werden kann, nicht in der Form der bestimmten und gemessenen Zahlgröße, sondern als eine Art konkreter ‚Zahlgestalt‘, als eine anschauliche Qualität hervor, die an dem zunächst noch völlig unegliederten Gesamteindruck der Menge haftet.“ (PSF I, 192)

„In der Sprache spiegelt sich diese Grundauffassung am deutlichsten darin wieder, daß sie ursprünglich keine schlechthin *allgemeinen* Zahlausdrücke kennt, die auf jeden beliebigen Gegenstand anwendbar sind, sondern daß sie für besondere Klassen von Objekten je eine besondere, ihnen entsprechende Zahlbezeichnung verwendet. (...) Nicht jede Zahl gilt für jedes Ding: denn der Sinn der Zahl liegt hier noch nicht darin, die abstrakte Vielheit schlechthin, sondern den Modus dieser Vielheit, ihre Art und Form, auszudrücken.“ (PSF I, 192 f.)

Die drei Stufen sprachlicher Sinngebung, die Cassirer als mimische, analogische und rein symbolische unterscheidet (PSF I, 139), bestimmen auch die Entwicklung des Zahlbewußtseins. Während die mathematische Relationalität dem rein symbolischen Verständnis entspricht, in dem ein Zeichen nur aus seiner Stellung in der Gesamtstruktur eine Bedeutung erhält, sind auf der frühesten, mimischen Stufe Zahlbezeichnung und Zahlvorgang noch unmittelbar miteinander verbunden, wobei die Vorstellung des eigenen Leibes als Paradigma dient. „Der eigene Leib bildet überall das Grundmodell der primitiven Zählungen: ‚Zählen‘ heißt zunächst gar nichts anderes, als bestimmte Unterschiede, die sich an irgendwelchen äußeren Objekten finden, dadurch bezeichnen, daß sie gleichsam auf den Körper des Zählenden übertragen und an ihm sichtbar gemacht werden. Alle Zahlbegriffe sind demnach, ehe sie zu Wortbegriffen werden, reine mimische Handbegriffe oder sonstige Körperbegriffe. Die Zahlgebärde dient nicht als bloße Begleitung des übrigen selbständigen Zahlwortes, sondern ist in die Bedeutung und in die Substanz desselben gleichsam eingeschmolzen.“ (PSF I, 187) Als gemeinsames Strukturmerkmal, das dieses Zahlverständnis mit der mathematischen Zahlenreihe ver-

bindet, nennt Cassirer das „Schema der Sukzession“ (PSF I, 190), und er bringt dies in Zusammenhang mit der Anschauungsform der Zeit, die somit zur Ausprägung der Zahlvorstellung beiträgt. Ebenso ist der eigene Körper nicht nur Paradigma des Zahlvorgangs, sondern auch konkreter Mehrheiten, die sich aus homogenen Elementen zusammensetzen. So werden plurale Einheiten erfaßt, „wie die natürliche Gliederung des menschlichen Körpers sie darbietet“ (PSF I, 191). Diese anschauliche Grundweise der Pluralbildung weitet sich von der Sphäre des eigenen Leibes auf die Erfassung qualitativ geprägter Mehrheiten in der näheren Umwelt aus. Für die Zusammenfassung einander nahe verbundener Elemente zu einer konkreten Mehrheit ist die Anschauungsform des Raumes von konstitutiver Bedeutung. In den konkreten, qualitativen Pluralbildungen sind somit die Grundrelationen der Zeit, des Raumes und der Zahl eng miteinander verknüpft. „Wenn die Zahl sich für die Erfassung des kollektiven ‚Beisammen‘ auf die Anschauung des Raumes stützt, so bedarf sie der Anschauung der Zeit, um das charakteristische Gegenmoment zu dieser Bestimmung, um den Begriff der *distributiven Einheit* und *Einzelheit* auszubilden.“ (PSF I, 198)

Cassirer sieht also zwei verschiedene, durch Raum- und Zeitanschauung geprägte Entwicklungslinien, die zur Ausbildung der Mehrheitsvorstellungen beitragen. Dabei betont die räumliche Vorstellung eines kollektiven Zusammenhangs die unbestimmte Mehrheit als eine Ganzheit, während durch die Vorstellung zeitlicher Sukzession (Zahlvorgang) die Differenzierung der Elemente in einer Mehrheitsvorstellung möglich wird. Erst beide Stränge zusammen führen zu der mathematischen Pluralität als einer durch den relationalen Zusammenhang der Elemente aufgebauten Ganzheit. Solange diese abstrakte, auf alle Objekte gleichermaßen anwendbare Mehrheitsvorstellung nicht ausgebildet ist, haftet dem Pluralitätsverständnis eine qualitativ geprägte und in die Momente der Ganzheit und Segmentierung unterschiedene Konkretheit an. Die Rekonstruktion der sprachlichen Entwicklung der Pluralität stellt eine kulturelle Vielfalt eigenständiger Mehrheitsformen heraus, die sich von der abstrakt-mathematischen Vorstellung unterscheiden. Eine generelle sprachliche Pluralbildung fehlt zumeist noch.

„Denkt man in der Idee des Plurals die logische und mathematische Kategorie der ‚Mehrheit‘ beschlossen, also die Kategorie einer Vielheit, die sich aus klar geschiedenen gleichartigen Einheiten aufbaut, so zeigt es sich, daß der Plural, in diesem Sinne genommen, vielen Sprachen ganz abgeht. Eine große Zahl von Sprachen läßt den Gegensatz von Singular und Plural völlig unbezeichnet. (...) Aber auch diejenigen Sprachkreise, die den Unterschied zwischen Singular und Plural formell klar ausgebildet haben, zeigen noch mancherlei Erscheinungen, die deutlich darauf hinweisen, daß dieser strengen Scheidung ein Stadium relativer Indifferenz vorausgegangen ist.“ (PSF I, 195f.)

Cassirer zählt in Kenntnis der damaligen sprachwissenschaftlichen Forschung und unter häufigem Rückgriff auf die Schriften Wilhelm v. Humboldts eine Vielfalt konkreter Pluralvorstellungen auf, wobei er insbesondere den „spezifischen Vielheiten“ (PSF I, 197) Bedeutung beimißt, wie sie sich sprachlich in der Bildung von Dual-, Trial- und doppelten Pluralformen (zur Bezeichnung bestimmter und unbestimmter Mehrheiten) äußern. Dabei zeigen sich erhebliche Unterschiede zu unserer Pluralbildung, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden soll. Wichtiger für unsere Fragestellung ist, daß Cassirer die durch Raum- und Zeitformen geprägte Entwicklung des Zahlbegriffs, die sich in erster Linie an der Erfassung gegenständlicher Mehrheiten orientiert, nicht als tiefste Schicht der Zahlvorstellung ansieht. Dieser voraus liege vielmehr eine Orientierung an der Differenz der Personen, wie sie sich sprachlich in der Unterscheidung von Sprechendem und Angesprochenem, von „Ich“ und „Du“ darstelle. Die entscheidende Stelle sei hier ausführlich zitiert:

„Wenn wir bisher die Grundformen der reinen Anschauung, die Formen des Raumes und der Zeit, als den Ausgangspunkt der Zahl- und Mehrheitsbildung betrachtet haben, so ist indessen damit die vielleicht ursprünglichste und tiefste Schicht, in der der Zählakt wurzelt, noch nicht berührt. Denn auch hier kann die Betrachtung nicht vom Objekt allein und von den Unterschieden innerhalb der objektiven, der räumlich-zeitlichen Sphäre ausgehen, sondern sie muß zu den Grundgegensätzen zurücklenken, die aus der reinen Subjektivität herstemmen. Eine ganze Reihe von Anzeichen spricht dafür, daß auch die Sprache die ersten zahlenmäßigen Sonderungen, die sie vollzieht, aus diesem

Gebiete geschöpft hat, – daß es nicht sowohl das dingliche Neben- und Auseinander der Gegenstände oder Vorgänge als vielmehr die Trennung des ‚Ich‘ und ‚Du‘ gewesen ist, an der sich das Bewußtsein der Zahl zuerst entfaltet hat.“ (PSF I, 203) „Es ist, als wenn auf diesem Gebiet eine weit größere Feinheit der Unterscheidung, eine stärkere Empfindlichkeit auch für den Gegensatz des ‚Einen‘ und ‚Vielen‘, als im Kreise der bloßen Sachvorstellung herrschte. Viele Sprachen, die eine eigentliche Pluralform beim Nomen nicht entwickelt haben, prägen diese nichtsdestoweniger an den persönlichen Fürwörtern aus; andere wenden zwei verschiedene Pluralzeichen an, von denen das eine ausschließlich für die Pronomina gebraucht wird.“ (PSF I, 203 f.) „Es hat sich bereits allgemein gezeigt, daß die ersten Zahlbezeichnungen, die die Sprache erschafft, von ganz bestimmten konkreten Zählungen herrühren und gleichsam noch die Farbe derselben an sich tragen. Diese eigentümliche und spezifische Färbung wird am deutlichsten dort erkennbar, wo die Zahlbestimmung nicht von der Unterscheidung der Dinge, sondern von der der Personen ihren Ausgang nimmt. Denn hier tritt die Zahl zunächst nicht als ein allgemeingültiges gedankliches Prinzip, nicht als ein unbeschränkt fortsetzbares Verfahren auf, sondern hier schränkt sie sich von Anfang an innerhalb eines bestimmten Kreises ein, dessen Grenzen nicht durch die objektive Anschauung, sondern noch schärfer und klarer durch die reine Subjektivität des Gefühls bezeichnet sind. Kraft der letzteren wird das ‚Ich‘ vom ‚Du‘, das ‚Du‘ vom ‚Er‘ geschieden; aber es besteht zunächst kein Anlaß und keine Notwendigkeit, über diese scharf bestimmte Dreiheit, die im Unterschied der ‚drei Personen‘ gegeben ist, zur Anschauung einer weiteren Vielheit fortzugehen. Soweit eine solche Vielheit konzipiert und sprachlich bezeichnet wird, trägt sie doch nicht den gleichen Charakter der ‚Distinktheit‘ an sich, der sich in der wechselseitigen Sonderung der personalen Sphäre ausprägt. Jenseits der Drei beginnt vielmehr sozusagen das Reich der unbestimmten Mehrheit – der bloßen Kollektivität, die in sich nicht weiter gegliedert ist.“ (PSF I, 204 f.)

Dieser Abschnitt soll nun genauer analysiert werden, da er einerseits sehr gewichtige Einsichten zum Verständnis der Pluralität formuliert, andererseits aber einige problematische Gedanken enthält, die eng mit dem Grundkonzept der PSF zusammenhängen und somit auch die Anschlußstelle für eine plurale Transformation der transzendentalen Subjektivität bieten.

Die Einsichten Cassirers bestehen, zusammengefaßt, in folgendem: Die tiefste Schicht des Zahlverständnisses liegt nicht in der raum-zeitlichen Gegenstandsorientierung, sondern im Interaktionszusammenhang von Personen, der ohne eine grundlegende Differenz dieser Personen nicht vorgestellt werden kann. Die Unterscheidung von Ich und Du ist hierbei der Ansatzpunkt weiterer Differenzierungen. So zeigen sich in der sprachlichen Bildung der Personalpronomina differenziertere Pluralvorstellungen als in den gegenständlich-nominalen Sprachfunktionen, und die konkrete Differenziertheit ist hier von größerem Gewicht als bei einer objektiven Mehrheit. Die Differenz von Ich und Du wird erweitert durch die sprachliche Ausbildung der dritten Person, des „Er“, wodurch nach Cassirer der volle Umkreis konkret-personaler Mehrheit bezeichnet ist. Er verbindet dies mit dem in vielen Sprachen nachweisbaren Unterschied zwischen den konkreten Zahlvorstellungen „eins“, „zwei“, „drei“ und der darüber hinausgehenden unbestimmten Mehrheit. In dieser Dreiheit sieht er die tiefste Schicht personaler Pluralitätsvorstellungen. Es bestehe „zunächst kein Anlaß und keine Notwendigkeit, über diese scharf bestimmte Dreiheit, die im Unterschied der ‚drei Personen‘ gegeben ist, zur Anschauung einer weiteren Vielheit fortzugehen“ (PSF I, 204).

Dieser letzte Gedanke ist aber auch der problematischste und soll nun eingehend diskutiert werden. Insbesondere die Koppelung der Dreiheit an die grammatische dritte ‚Person‘ ist dabei zu hinterfragen. Cassirer orientiert sich offensichtlich mehr am personalen Bedeutungsgehalt als an der Funktion des dritten Personalpronomens, das viel enger in Verbindung mit der objektivierenden Nominalisierung steht als mit der sprachlichen Differenzierung von Interaktionsfunktionen, wie sie in den beiden ersten Personalpronomen ausgebildet ist. Dies wird deutlich, wenn man die neutrale Form der dritten ‚Person‘ mitberücksichtigt. Ein Vergleich der indoeuropäischen Bildung der dritten ‚Person‘ mit den deiktischen Konzepten anderer Sprachen zeigt, daß die sogenannte dritte ‚Person‘ oft nicht personal gedacht wird, sondern als reine Gegenstandsre-

ferenz³. Die Bezeichnung als ‚Personalpronomen‘ in unserer überlieferten Grammatik ist auch in der Anwendung auf die Funktion der Er-Sie-Es-Deixis in unserer Sprache unzutreffend, da sie nicht aus der personalen Interaktion erwächst. Nicht an der deiktischen Funktion, sondern an der fragwürdigen grammatischen Bezeichnung der ‚dritten Person‘ orientiert sich Cassirers Interpretation der personalen Dreiheit. Daß ihm diese Ungenauigkeit unterlaufen ist, hängt mit der vorrangigen Orientierung am Subjekt-Objekt-Verhältnis zusammen, die auch noch seine Darstellung des Ichbewußtseins und der Entwicklung der Personalpronomen bestimmt. Die für unsere Fragestellung entscheidende Verengung des Blicks, die mit dem Bezug auf die dritte ‚Person‘ gegeben ist, liegt in der *Vernachlässigung der ersten ‚Person‘ Plural*, in ihrer Funktion für die ursprüngliche Ausbildung der Mehrheitsvorstellung. Sie kann keineswegs mit einer bloß unbestimmten Mehrheit identifiziert werden, so daß hier eine Ausweitung über die genannte Dreiheit gegeben ist, die Cassirer an die dritte ‚Person‘ geknüpft hat. Da er selbst den Wir-Begriff an anderer Stelle von einer unbestimmten Kollektivität unterscheidet (s. u.), liegt hier ein deutlicher Widerspruch in seiner Argumentation vor. Hieran läßt sich die Frage nach der Bedeutung der personalen Pluralität für das Konzept der transzendentalen Subjektivität anschließen. Dabei soll auch eine letzte Problematik des zitierten Abschnitts erörtert werden: die Rückführung der personalen Differenzierung auf die „reine Subjektivität des Gefühls“. (PSF I, 204)

Auch die Entwicklung des Ich-Bewußtseins ist für Cassirer anfangs von einer mimischen Phase geprägt, die noch vor der sprachlichen Bezeichnung des Ich durch das Personalpronomen liegt. Er unterscheidet zwischen einem nominalen und einem verbalen Weg der Ausbildung des Ich-Bewußtseins (vgl. PSF I, 226 ff.), wobei auf dem ersten die Possessivpronomina eine vermittelnde Funktion einnehmen, während sich das Ich verbal als Ursprung seines Wirkens erfaßt. In beiden Fällen ist jedoch das Weltverhältnis des Ich, seine Objektivierung über Besitz oder Wirkung entscheidend für die Begründung der reflexiven Selbsterfassung. Daß hiermit die eigentümliche Funktion der Selbstreferenz nicht wiedergegeben werden kann, zeigt sich besonders an dem Zusammenhang von Possessiv- und Personalpronomen, denn dieser gilt in gleicher Weise für die erste, zweite und dritte ‚Person‘ (im Indoeuropäischen). Obwohl Cassirer immer wieder die besondere Bedeutung der Ich-Du-Differenz hervorhebt⁴, gelingt es ihm nicht, diese Art personaler Referenz ausreichend von der dritten ‚Person‘ zu unterscheiden, deren Funktion in einer objektivierenden Referenz besteht.

Daß Cassirer für die Referentialität der Pronomen einen gemeinsamen deiktischen Ursprung aufweisen will, zeigt sich in seinen Ausführungen zum Zusammenhang von Personal- und Demonstrativpronomen, der sich auf die hinweisende Greifbewegung zurückführen lasse (vgl. PSF I, 126 ff. 167 f.). Mit der genetischen Fundierung der Deixis in der Greifbewegung ergibt sich eine gemeinsame Grundlage von sachlicher und personaler Referenz. Dabei entwickelt sich nach Cassirer die Selbstreferenz als Sonderform personaler Referenz aus einer reflexiven Erfassung des Ich in seinem Bezug zur Welt. Die Objektivationen, an denen sich das Ich als einheitlicher Wirkgrund erfaßt, bilden den Leitfaden zur Bestimmung der Selbstreferenz. Entsprechend läßt sich auch bruchlos der Übergang von der Du-Deixis zur Der-Deixis denken, da beide als Referenz auf ein „Nicht-Ich“ verstanden werden können, solange die Subjekt-Objekt-Differenz die lei-

³ Vgl. E. Benveniste, Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft, München 1974, 251 ff. 279 ff. „So sind in der formalen Klasse der Pronomen diejenigen, die zur ‚dritten Person‘ gerechnet werden, völlig verschieden von *ich* und *du* durch ihre Funktion und durch ihre Natur.“ (285). „Man darf nicht vergessen, daß die ‚3. Person‘ die Form des verbalen (oder pronominalen) Paradigmas ist, die *nicht* auf eine Person verweist, weil sie sich auf einen außerhalb der Ansprache liegenden Gegenstand bezieht. Sie existiert und kennzeichnet sich jedoch nur durch Opposition zur *Ich*-Person des Sprechers, der, indem er sich aussagt, sie als ‚Nicht-Person‘ festlegt.“ (296)

⁴ So führt er nicht nur die Personalpronomen selbst, sondern auch noch weitere Sprachfunktionen, etwa die räumliche Orientierung, auf diese Differenz zurück: „Das natürliche, das im gewissen Sinne ‚absolute‘ Koordinatensystem für alle Darstellung von Bewegungen ist für die Sprache offenbar in dem Ort des Redenden und in dem Ort der angeredeten Person gegeben.“ (PSF I, 165)

tende Perspektive bildet⁵. Ich-Deixis, Du-Deixis und Der-Deixis faßt Cassirer als die „dreifache Form des Hinweisens“ im Indoeuropäischen (vgl. PSF I, 153). Einmal abgesehen von der Beschränkung der Aussage auf einen bestimmten Sprachraum stellt sich die Frage, ob mit dieser Zusammenstellung die Entwicklung der ersten beiden Pronomina aus dem sprachlichen Interaktionszusammenhang nicht gravierend unterschlagen wird, denn die Der-Deixis läßt sich in diesen wechselseitigen Zusammenhang nicht einordnen. Die Vorstellung einer „wechselseitigen Sonderung der personalen Sphäre“ (PSF I, 204) ist nicht auf die dritte ‚Person‘ zu übertragen, sie ist einer anderen, objektivierenden Deixis zugehörig, die in ihrer sprachlichen Funktion klar von der Selbstreferenz unterschieden werden muß, die sich aus dem personalen Gegenüber von Ich und Du ergibt. Viel enger hiermit verbunden ist die Selbstreferenz des Wir-Begriffs, die sich auch nur aus und in einem konkreten Interaktionszusammenhang ergibt und in keiner Weise in eine objektivierende Deixis umgewandelt werden kann. An der Entwicklung der pluralen Selbstreferenz ließe sich eine ganz neue Sicht der Pluralitätsvorstellungen aufweisen.

Cassirer selbst kommt einige Seiten nach dem oben zitierten Text auf die besondere Bedeutung des Wir-Begriffs zu sprechen, wobei er diesen ausdrücklich von einer sachlich-summativen Kollektivität unterscheidet. Dies steht im Kontext der Feststellung, daß im personalen Bereich die Differenziertheit, ja „Heterogenität“ der Elemente einer Mehrheit sich länger gegen die abstrakt-mathematische Homogenisierung der Mehrheitsauffassung stelle als im gegenständlichen Bereich. Gerade die spezifisch personale Pluralität, die im Wir-Begriff zum Ausdruck komme, sei von einer solchen homogenen Kollektivität zu unterscheiden.

„Je stärker der Gedanke der Zahlenreihe als eines nach einem streng einheitlichen Prinzip aufgebauten Ganzen sich durchsetzt, um so mehr wird jede Einzelzahl, statt einen besonderen Inhalt zu repräsentieren, zur bloßen Stelle, die jeder anderen gleichwertig ist. Die Heterogenität beginnt der reinen Homogenität zu weichen. Aber es ist begreiflich, daß dieser neue Gesichtspunkt sich weit langsamer innerhalb der persönlichen Sphäre als innerhalb der bloßen Dingsphäre durchsetzt: denn die erstere ist ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach auf die Form der Heterogenität gestellt. Das ‚Du‘ ist dem ‚Ich‘ nicht gleichartig, sondern es tritt ihm als sein Gegensatz, als Nicht-Ich gegenüber: der ‚Zweite‘ entsteht hier also nicht aus der einfachen Wiederholung der Einheit, sondern verhält sich zu ihr als der qualitativ ‚Andere‘. Zwar kann auch das ‚Ich‘ und ‚Du‘ zur Gemeinschaft des ‚Wir‘ zusammengehen – aber in dieser Form der Vereinigung zum ‚Wir‘ handelt es sich um etwas völlig anderes, als um eine kollektiv-dingliche Zusammenfassung.“ (PSF I, 208)

Das Wir-Verständnis ist also wesentlich von der konkreten, wechselseitigen Differenziertheit der personalen Selbsterfassung bestimmt und unterscheidet sich damit von einer unbestimmten Kollektivität. Diese Feststellung steht in Widerspruch zu der oben zitierten Meinung, daß die mit Ich-Du-Er bezeichnete Dreiheit zunächst nur in Richtung auf eine „unbestimmte Kollektivität“ überschritten werden könne. Statt dessen zeigt sich nun, daß es im personalen Bereich konkrete Mehrheitsvorstellungen gibt, die über die Ich-Du-Differenz hinausgehen, ohne die Konkretheit der Referenz aufzugeben. Dies ermöglicht nun die Rückbindung der von Cassirer betonten Besonderheit der Dreiheit nicht an die im personalen Zusammenhang problematische Der-Deixis, sondern an die Triade *Ich-Du-Wir*. Diese fügt sich auch besser in jene Vorstellung einer triadisch-vermittelten Ganzheit ein, die Cassirer als einen „geistigen Gemeinbesitz der Menschheit“ ansieht: „Das Problem der Einheit, die aus sich heraustritt, die zu einem ‚Anderen‘ und Zweiten wird, um sich schließlich in einer dritten Natur wieder mit sich zusammenzuschließen – dieses Problem gehört zu dem eigentlichen geistigen Gemeinbesitz der Menschheit.“ (PSF II, 210)

⁵ „So erweist sich die kategoriale Scheidung zwischen ‚Ich‘ und ‚Nicht-Ich‘ als eine durchgreifende, beständig wirksame Funktion des theoretischen Denkens, während die Art, wie diese Funktion ihre *Erfüllung* findet, wie also die Inhalte des ‚subjektiven‘ und des ‚objektiven‘ Seins sich gegeneinander begrenzen, je nach der erreichten Erkenntnisstufe verschieden ist“ (PSF I, 23f.).

Die Besonderheit des Wir-Begriffs zeigt sich im Unterschied zu einer summativen Mehrheitsvorstellung, da eine objektivierende Summierung die funktionale Selbstreferenz nicht zum Ausdruck bringen kann. Die Wir-Referenz ist nur sinnvoll als plurale Selbstreferenz einer zusammengehörigen, aber in sich differenzierten Mehrheit von Personen. Hier ist eine sprachlich eigenständige Form der pluralen Relationalität entstanden, die nicht in die mathematische Relationalität der Zahlen überführt werden kann. Eine Zusammenzählung der gemeinten Personen ersetzt nicht die Selbstreferenz dieser Pluralität. Cassirer spricht von dem „Bestreben, die Elemente, die in die Einheit des ‚Wir‘ zusammengefaßt werden, in dieser nicht einfach aufgehen zu lassen, sondern in ihrer Besonderheit und spezifischen Bestimmtheit zu bewahren“ (PSF I, 209).

Die plurale Selbstreferenz ist also keine unbestimmte Kollektivmehrheit, sondern die konkrete Vorstellung einer personalen Mehrheit. Zwar kann die Funktion des pluralen Pronomens „Wir“ auch zur Bezeichnung einer unbestimmten Menge verwendet werden, doch bleibt dabei die Selbstreferenz, durch die sich der Sprecher in die Pluralität einschließt, als konstitutive Funktion erhalten und kann nicht in eine summative Mehrheit objektiviert werden. In vielen Sprachen ist sogar die Konkretheit der personalen Beziehungen als Bestandteil pluraler Selbstreferenz von einer unbestimmten Wir-Referenz unterschieden. So findet sich im Chinesischen die Unterscheidung eines dual-inklusive und eines unbestimmten Wir-Begriffs. Zudem ist das Altchinesische noch von einer Indifferenz zwischen Singular und Plural der Personalpronomen geprägt⁶. Die Erfassung personaler Pluralität wird somit nicht nur von der Ich-Du-Differenz bestimmt, sondern auch von der Vorstellung einer konkreten pluralen Ganzheit, aus der sich dann weitere personale Differenzierungen entwickeln. Für die kulturphilosophische Perspektive Cassirers ist die Rekonstruktion sozialer Pluralität von großer Bedeutung, wie sich in seinen Ausführungen zur „Konstituierung der Grundformen des Gemeinschaftsbewußtseins überhaupt“ (PSF II, 213) zeigt. Die Kultur erwächst aus einem personalen Aktionszusammenhang, der zur Grundlegung der Kulturphilosophie aufgearbeitet werden muß⁷. In diesen weiten Kontext ist auch die sprachliche Entwicklung personaler Pluralität einzuordnen. Eine Ableitung personaler Referenz allein aus der Selbstreflexion des Ich, gar aus seinem Weltverhältnis, verkehrt die Fundierungszusammenhänge. Dies ließe sich auch anhand entwicklungspsychologischer Studien zur Ausbildung des Ich-Begriffs zeigen.

Problematisch erscheint daher Cassirers Rückführung personaler Differenzen auf die „reine Subjektivität des Gefühls“ (PSF I, 204). Er will hiermit andeuten, daß nicht der Objektbezug als Grund der Ich-Du-Differenz angesehen werden kann. Dies entspricht seiner grundsätzlichen Einführung des Begriffs der „reinen Subjektivität“ als Gegenpol zu einer an der naturwissenschaftlichen Objektivität orientierten Transzendentalphilosophie, um die perspektivische Ausweitung der PSF auch auf die Bereiche der Geschichte und Kultur anzudeuten. „Diese Subjektivität geht in der erkennenden Betrachtung der Natur und der Wirklichkeit nicht auf, sondern sie erweist sich überall dort wirksam, wo überhaupt das Ganze der Erscheinung unter einen bestimmten geistigen Blickpunkt gestellt und von ihm aus gestaltet wird.“ (PSF I, V) Insofern macht es Sinn, wenn Cassirer die Personen als eine subjektive Wirklichkeitsdimension von der gegenständlichen Objektivität unterscheidet, doch solange der Begriff der Subjektivität transzendentalphilosophisch an die konstituierende Funktion des Ich gebunden bleibt, ist er unfähig, die personale Differenz und plurale Selbstreferenz in ihrer *fundierenden* Funktion aufzuklären. Die genetische Einsicht in die Bedingtheit des Selbstbewußtseins durch ein vorrangiges Gemeinschaftsbewußtsein, die sich auch in der Entwicklung der Personalpronomen aufweisen läßt, müßte transzendentalphilosophisch auf eine plurale

⁶ Für diese sprachwissenschaftlichen Hinweise danke ich Prof. Dr. Fritz Pasierbsky (Paderborn). Vgl. *ders.*, Zur historischen Entwicklung der Personendeixis im Chinesischen, in: *J. Weisßenborn/W. Klein* (Hg.), *Here and there. Cross-linguistic studies on deixis and demonstration*, Amsterdam u. a. 1982, 253–272.

⁷ Vgl. *M. Bösch*, Der kultische Ursprung der Kultur. Zum Opferbegriff in Ernst Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen“, in: *ThGl* 86 (1996) 488–502.

Geltungskonstitution hin befragt werden. Das Ich hat nicht nur genetisch, sondern auch strukturell die plural-personale Interaktion zur Voraussetzung. Gerade an der symbolischen Form der Sprache ließe sich dieser Strukturzusammenhang aufweisen, da sie als die Subjekte verbindende Struktur die individuelle Sprachform und sprachliche Selbstbezeichnung erst ermöglicht. Das Ich-Sagen ist in seiner Funktion nicht von einer reflexiven Objektivierung her zu verstehen, sondern nur im vorausgesetzten sprachlichen Interaktionszusammenhang. Dieser selbst kann durch die sprachliche Funktion pluraler Selbstreferenz bezeichnet werden und in dieser Form Ansatzpunkt einer pluralen Transformation der Transzendentalphilosophie sein. Sprachwissenschaftliche Forschungen zu Formen und Funktionen pluraler Selbstreferenz bilden dabei – ganz im Sinne Cassirers – eine wichtige Voraussetzung zur Erhellung apriorischer Strukturen. Gerade die von Cassirer in Angriff genommene Rekonstruktion der Selbsterfassung des Geistes müßte um dieses plural-intersubjektive Verständnis geistiger Wirklichkeit erweitert werden, an dem sich auch die Sozialwissenschaften orientieren könnten. Leitende Einsicht wäre dabei, daß die plurale Selbstreferenz nicht durch die Vorstellung einer kollektiven Summe ersetzt werden kann. Cassirer selbst hat einsichtsvoll dargestellt, wie die Herausbildung eines kollektiven Gattungsbegriffs der Menschheit erst durch die Überlagerung konkreter Pluralitätsauffassungen vom mathematischen Konzept ermöglicht wird, in welchem die individuell-konkreten personalen Differenzierungen nivelliert werden.

„Die Ausbildung der homogenen Zahlenreihe und der homogenen Zahlanschauung setzt schließlich dieser im strengen Sinne individualisierenden Auffassung eine bestimmte Grenze. An die Stelle der besonderen Individuen tritt die Gattung, die sie insgesamt und in gleicher Weise umfaßt, an die Stelle der qualifizierenden Besonderung der Elemente tritt die Gleichartigkeit des Verfahrens und der Regel, nach denen sie zu quantitativen Ganzen zusammengefaßt werden.“ (PSF I, 210) Es muß festgehalten werden, daß dieses objektivierende Verständnis der kollektiven Einheit der Menschheit nicht jenes in sich differenzierte Identifizierungspotential enthält, das mit der pluralen Selbstreferenz gegeben ist. Der Gattungsbegriff ist nicht imstande, diese sprachliche Funktion zu übernehmen. Die philosophische Reflexion menschlicher Pluralität muß daher bei der pluralen Selbstreferenz ansetzen.